

INTERNET

Chinesische Mauer 2.0

Rechtzeitig zu den Olympischen Spielen ist die Regierung in Peking zum Vorreiter und zugleich Top-Exporteur modernster Methoden allgegenwärtiger Online-Zensur geworden – mit tatkräftiger Unterstützung westlicher Konzerne.



Polizei-Comicfigur als Ermahnung im Netz, Kontrolle in einem Internet-Café (in Xian): Chronisches Katz-und-Maus-Spiel zwischen Bloggern

Das Internet sei atombombensicher konstruiert. So hieß es. Es zu zensieren sei so sinnlos wie der Versuch, einen Wackelpudding an die Wand zu nageln. Da waren sich alle einig. Wenn dem Datenstrom irgendwo Widerstand drohe, suche er sich einfach einen anderen Weg. Sagten die Experten. Dumm nur, dass China nicht mitspielt.

„Golden Shield“ heißt das wohl ausgebuffteste Zensursystem der Welt im offiziellen Pekinger Parteisprech, „Goldener Schutzschild“. Kritiker dagegen sprechen von der „Great Firewall of China“ (GFC) – dem digitalen Pendant zur Chinesischen

Mauer. In den vergangenen beiden Wochen bestand diese virtuelle Wand ihre erste, große Feuertaupe.

In vielen Ländern tobten da erbitterte Proteste gegen die Unterdrückung in Tibet und gegen den olympischen Fackellauf, auch im Internet. Doch im Reich der Mitte wurde der Cyberspace flächendeckend in eine regimetreue Zone verwandelt.

Täglich ersannen Chinas Netznutzer neue Ideen, um ihre Wut auf die Protestierer zu bekunden, angefeuert von den staatlichen Medien. Von einem Tag auf den anderen verzierten Millionen Chatter im Microsoft-Dienst Windows Live Messen-

ger ihre Nutzernamen mit rotem Herz und dem Wort „China“. „Die westliche Presse hat etwas Gutes bewirkt“, jubelte ein Blogger auf dem beliebten Portal sina.com, „sie hat uns Chinesen vereint.“

Immer weiter kochte die Stimmung hoch, bis auf Portalen wie people.com.cn einzelne Blogger sogar Restriktionen gegen Deutschland forderten: „Boycottiert VW, boykottiert deutsche Waren, boykottiert den deutschen Großmarkt Metro.“ An diesem Punkt schlug das Klima schlagartig um, fast wie ferngesteuert. Der Obrigkeit waren die Kampfansagen an den Rest der Welt wohl nicht geheuer. Von einer Stun-

de auf die nächste war der Spuk vorbei. Im Internet-Reich der Mitte herrschen eben andere Regeln als im Rest des Netzes. Doch wie gelingt es den kommunistischen Cyber-Dompteuren, den Fluss von Informationen im vermeintlich freiesten Medium der Welt derart präzise zu steuern?

Das Rückgrat der Chinesischen Datenmauer bilden Überwachungsrechner, die einen Großteil der elektronischen Kommunikation rund um die Uhr überprüfen. Hinzu kommt ein Heer von schätzungsweise über 30 000 amtlichen Zensoren.



und Blockern

Der Aufwand ist gigantisch, und er wächst ständig, denn die Nutzerzahlen explodieren förmlich. Seit Februar gilt die Volksrepublik als größte Internet-Nation der Welt (siehe Grafik). Und was in China geschieht, könnte das Internet allgemein verändern, denn das Riesenreich exportiert seine innovativen Zensurmethode bereits in Länder wie Iran und Vietnam, vermuten Experten.

Mit geradezu morbider Faszination erkunden Dutzende von Medienforschern derzeit die Architektur der Chinesischen Mauer 2.0. Und sie entdecken dabei Erstaunliches: Die Zensur des 21. Jahrhun-

derts funktioniert dynamisch, dezent und industriell.

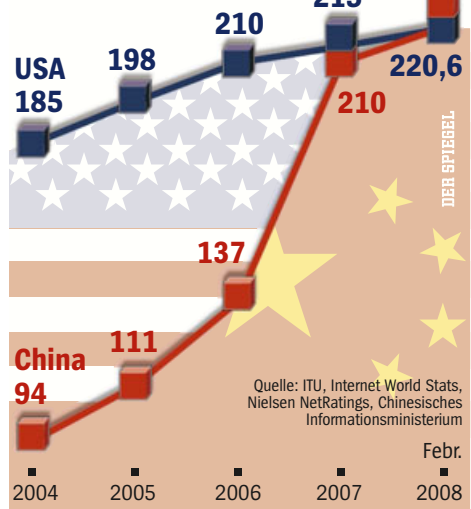
Zugleich stellen die Fachleute aber auch fest, dass das Internet trotz seiner dezentralen Struktur nicht gegen staatliche Grenzkontrollen gefeit ist, wie es frühe Cyber-Visionäre um den Amerikaner John Perry Barlow glauben wollten. „Heute sehen wir eine zunehmende Balkanisierung des Internet“, warnt Jonathan Zittrain von der britischen University of Oxford. „Statt eines World Wide Web zeigt unsere Studie eher ein Saudi Wide Web, ein Usbekistan



Yahoo-Gründer Yang*
„Durch China verändert worden“

Internet-Nutzer

in den USA und China
in Millionen



Wide Web, ein Pakistan Wide Web, ein Thailand Wide Web und so weiter.“

„Access Denied“ heißt sein neues Buch, das er mit Kollegen von Elitehochschulen wie Harvard, Stanford und Cambridge verfasst hat, eine Art Weltatlas der Internet-Zensur. Ihr Fazit: Von China lernen heißt zensurieren lernen. Nicht wegen der besonders rigiden Kontrollen, sondern im Gegenteil: wegen der Wendigkeit und Flexibilität der kommunistischen Kontrolleure.

* Bei einer Anhörung am 6. November 2007 in Washington. Hinter ihm die weinende Mutter des inhaftierten Dissidenten Shi Tao.

Als Gegenbeispiel gelten die Vereinigten Arabischen Emirate. Der Wüstenstaat hat relativ klare Gesetze, blockiert einigermaßen konsequent und vorhersehbar zum Beispiel alles, was sexuell freizügig aussieht, und setzt oft auf starre Filterregeln. Israelische Websites zum Beispiel, die sich durch ihre Endung auf .il zu erkennen geben, werden pauschal aussortiert.

Ein derlei starres Grenzregime liegt China fern. „Die GFC ist dezentral, flexibel, unauffällig und sucht vor allem nach Schlagwörtern“, erklärt Daniel Zinn, ein Informatik-Doktorand, der an der University of California in Davis forscht. Die Schlagwortsuche bedeutet: Meist werden nicht ganze Domains gesperrt, sondern eher einzelne Seiten, auf denen Begriffe aus dem Umfeld der drei in China besonders neuralgischen T auftauchen – „Tibet“, „Taiwan“, „Tiananmen“. Dazu kommen wohl Hunderte weitere Reizwörter wie „Falun Gong“, „Mein Kampf“ und „Demokratie“.

Wenn eine suspekte Seite aufgerufen wird, sieht der Nutzer oft einfach eine technische Fehlermeldung. Das nervt. Die meisten versuchen daher, „störungsanfällige“ Begriffe zu vermeiden, um in Ruhe surfen zu können.

Aufmüßige dagegen nehmen das chronische Katz-und-Maus-Spiel zwischen Bloggern und Blockern sportlich und denken sich immer neue Umschreibungen für politisch brisante Themen aus, um die Zensur zu umgehen. Wer nach dem Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens im Juni 1989 sucht, gibt das Datum als Kürzel ein: „198 964“. Mittlerweile allerdings wird auch diese Chiffre geblockt. Teilweise werden bei missliebigen Suchanfragen einfach kleine, großäugige Comicfiguren in Polizeiuniform angezeigt – als Erinnerung, dass der Große Bruder immer mitsurft.

Die Stärke der GFC ist gerade ihre Unberechenbarkeit. Denn es mag zwar zigtausend Zensoren geben, aber ihnen steht ein Heer von vielen Millionen Bloggern gegenüber. Unmöglich, all ihre Einträge zu kontrollieren. In dieser Situation ist es effektiver, die Nutzer durch vage Andeutungen zur Selbstzensur zu nötigen.

Ein zweites Erfolgsrezept: Die Zensoren delegieren. Die Überwachung anstößiger Seiten wird großenteils von den Providern, Inhalteanbietern und den Betreibern von Internet-Cafés übernommen. Mehrmals täglich verschicken staatliche Netzkontrolleure politische Anweisungen an die Firmen, oft per SMS. Wer keinen Ärger will, zensuriert lieber zu viel als zu wenig.

Wer sich aber widersetzt, wird drakonisch abgestraft. So erging es sogar der US-Suchmaschine Google, die von China aus immer wieder unerschickbar war. Reumütig baute der Suchmaschinenkonzern daraufhin ein zensuriertes Angebot für chinesische Nutzer auf. Trotz des Firmenmottos: „Don't be evil“ – sei nicht böse. Ein Ne-

Auf eine Zigarette mit . . .

Giovanni di Lorenzo, 49, über die Zukunft seines gleichnamigen Interviewformats mit Altkanzler Helmut Schmidt in der „Zeit“

benefekt der Blockade war, dass die chinesische Suchmaschine Baidu attraktiver wirkte und neue Kunden gewann. Auch das ein Novum: Zensur als Form der Wirtschaftsförderung lokaler Firmen gegen die ausländische Konkurrenz.

Auch andere globale Firmen mit Hauptsitz in den USA arbeiten möglichst geräuschlos mit den Zensoren zusammen, darunter der Netzwerkausrüster Cisco und der Software-Konzern Microsoft.

Wie schmal dabei der Grat zwischen Kommerz und Kollaboration sein kann, zeigt der Yahoo-Skandal. Der von Jerry Yang gegründete Konzern hatte 2004 persönliche Daten des staatskritischen Journalisten Shi Tao preisgegeben, der daraufhin zu einer Haftstrafe von zehn Jahren verurteilt wurde. Das war offenkundig kein Einzelfall.

Auf was für dünnes Eis sich kritische Netznutzer in China begeben, zeigen Zahlen der Organisation „Reporter ohne Grenzen“: Von derzeit 63 weltweit inhaftierten Cyber-Dissidenten sitzen 48 in China.

Nach dem Yahoo-Vorfall berief das US-Repräsentantenhaus eine Anhörung ein. „Diese Firmen erzählen uns, dass sie China verändern werden“, wettete ein Abgeordneter, „aber stattdessen sind sie durch China verändert worden.“

Die bevorstehenden Olympischen Spiele sorgen allenfalls dafür, dass die Zensur noch weiter verfeinert wird. Eine Art Potemkinsches Web begrüßt die ausländischen Journalisten, die im August erwartet werden: Seit wenigen Wochen sind die bislang blockierten Web-Seiten der BBC und der Enzyklopädie Wikipedia großenteils freigeschaltet.

Die chinesischen Versionen allerdings bleiben weiterhin gesperrt. Und hinter den Kulissen werden die Kontrollen verschärft. Für Web-Seiten, auf denen Videos hochgeladen werden können, werden neuerdings staatliche Lizenzen vergeben. Die Anbieter müssen sich mehrheitlich in staatlichem Besitz befinden. Grund: Videodateien sind viel schwerer zu filtern als Textdateien.

Dabei ist die Chinesische Mauer 2.0 nicht unüberwindbar, und sie soll es wohl auch gar nicht sein, sagt Andrew Lih, ein in Peking lebender Kommunikationsforscher: „Wer sich auskennt, hat viele Möglichkeiten, die Great Firewall zu umgehen.“

Die vielfältigen Tricks, wie man Zensur und Bespitzelung entkommen kann, sind häufige Themen in heimischen Chats. Eines der beliebtesten Werkzeuge ist ein Browser-Werkzeug namens „Gladder“, ein Kürzel für „Great Ladder“ – die „Große Leiter“ zum Übersteigen der virtuellen Wand. Für Außenstehende mag das lustig klingen, fast wie ein nächtlicher Ausflug im Schullandheim. Aber ein chinesischer Blogger aus Changsha rät zur Vorsicht bei Netzskapaden. „Sonst klopft morgen die Staatssicherheit an eure Tür.“ Ganz real.

HILMAR SCHMUNDT, WIELAND WAGNER

SPIEGEL: Sie rauchen ja gar nicht.

Di Lorenzo: Sie ja auch nicht. Ich genieße allenfalls privat ab und zu einen Zigarillo.

SPIEGEL: Vor knapp einem Jahr begannen Sie im damals gerade wiederbelebten Magazin der „Zeit“ mit der Interviewkolumne „Auf eine Zigarette mit Helmut Schmidt“. Deshalb dachten wir ...

Di Lorenzo: Ich rauche bei den Terminen passiv mit, wenn Herr Schmidt mich dazu in meinem Büro besucht. Meist versuchen wir, zwei solcher kleinen Interviews auf einen Freitagnachmittag zu legen. Er hat dann seine Schachtel Menthol-Zigaretten immer dabei. Danach kann man den Raum im Prinzip das komplette Wochenende lüften.

SPIEGEL: Sie könnten Schmidt das Rauchen verbieten.

Di Lorenzo: Die Leser spüren: Da spricht ein Zeuge des Jahrhunderts, und der leistet sich eine Meinung. Das schätzen auch die ganz Jungen, selbst wenn sie ihm nicht immer zustimmen.

SPIEGEL: Gilt das auch für Sie?

Di Lorenzo: Natürlich, Schmidt kann Gesprächspartner, die zu allem ja und amen sagen, auch schlecht verknusen. Ich bin zum Beispiel anderer Ansicht, was seine Maxime der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten von Staaten betrifft, wie jetzt in der Tibet-Frage gegenüber China.

SPIEGEL: Ihre Strategie, den Ex-Kanzler zu revitalisieren, ist doppelt raffiniert: Als Chefredakteur der „Zeit“ haben Sie einen Zeitzeugen mit großer Reputation gewonnen. Zugleich ist er Ihnen als Ihr Heraus-

geber sicher seither noch mehr gewogen.

Di Lorenzo: Da kennen Sie Helmut Schmidt schlecht: Anbiedereien durchschaut er sofort. Aber ich empfinde es durchaus als Glück, ihn aus dieser Nähe zu erleben.

SPIEGEL: War es schwer, den 89-Jährigen zu dieser journalistischen Form zu bewegen?

Di Lorenzo: Wir haben es ihm anfangs etwas schwer gemacht, besonders wenn er kurze Antworten auf manchmal ziemlich komplizierte Fragen geben sollte. Gelegentlich stört ihn auch die Mischung aus Politischem und Persönlichem. Inzwischen hat er mitbekommen, dass viele Leser

die Lektüre der „Zeit“ mit dem Magazin beginnen – ganz hinten, auf seiner Seite.

SPIEGEL: Wie lange wird er Ihnen für die Interviews noch zur Verfügung stehen?

Di Lorenzo: Er droht mir immer wieder damit, dass Ende des Jahres Schluss ist. Ein Alptraum!

SPIEGEL: Und – schon Ersatz in Sicht?

Di Lorenzo: Sie machen Scherze. Schmidt kann man nicht ersetzen.

SPIEGEL: Immerhin würde dann die Luft in Ihrem Büro wieder besser, oder?

Di Lorenzo: Er raucht ja nicht nur Zigaretten. Jedes Mal bringt er Schnupftabak mit und trinkt dazu Kaffee mit Milch und extra viel Zucker. Unsereins würde angesichts dieser Dröhnung wie Rumpelstilzchen durch die Flure hüpfen. Schmidt dagegen ist dann überhaupt erst auf Betriebstemperatur.

INTERVIEW: MARKUS BRAUCK, THOMAS TUMA



Interviewpartner Schmidt, di Lorenzo: „Unersetzlich“

Di Lorenzo: Ich bitte Sie! Helmut Schmidt ohne Zigarette ist einfach unvorstellbar. Und ich gönne ihm das von Herzen. Außerdem heißt das Format ja „Auf eine Zigarette mit Helmut Schmidt“.

SPIEGEL: Ein Titel, der intern anfangs sicher umstritten war, oder?

Di Lorenzo: Nein, auch wenn die Redaktion fast nur aus Nichtraucherern besteht. Dafür bekamen wir am Anfang viele Briefe von erbosten Lesern, die sich darüber aufregten, wie wir politisch so inkorrekt sein konnten. Das hat sich inzwischen beruhigt. Helmut Schmidt ließe sich da auch nicht beirren. Er sagt, Politiker sollten auf ihrem Felde Vorbild sein, nicht auf sämtlichen Feldern menschlichen Lebens.

SPIEGEL: Woher rührt die mittlerweile erreichte Beliebtheit Ihrer bisweilen auch ziemlich skurrilen Interviews?